

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 5

Artikel: Reichtum und Leben
Autor: Lux, Joseph A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frauen und Männer aber, alte und junge, alle die zahllosen Suchenden, die zum Tempel gekommen, eine Erfüllung ihrer Sehnsucht zu finden, gingen heim zu ihren Häusern und Hütten, den Preis alles Lebens an ihre erwachten Herzen zu drücken.

Reichtum und Leben

Versuch einer Volkswirtschaft der Kunst

Von Joseph Aug. Lux

II.



Ich leite die Gedanken auf jene Urstufe der Wirtschaftsgeschichte zurück, da der einsame Jäger und Fischer von der Beute lebte, die ihm sein Werkzeug und seine Geschicklichkeit einbrachte. Er hatte den vollen Genuß seiner Fähigkeiten und lebte auf der Kulturböhe seiner Zeit. Er lebte aber immer nur von dem einen Stück, das er erlegte, und konnte auf seiner Stufe eine Wirtschaftstätigkeit größeren Umfanges nicht entfalten, weil er erlegtes Wild im Vorrat nicht aufspeichern konnte. Seine Existenz hing immer mehr oder weniger von der Gunst oder Ungunst äußerer Umstände ab. Erst als er anfang, die Tiere, statt sie zu töten, zu zähmen, ihren Stand zu vermehren, ihre Milch, ihr Fleisch, ihre Felle zu verwerten, hatte sein Dasein eine breitere und sicherere Grundlage. Diese höhere Kulturstufe war aber erst durch die gemeinsame Zusammenarbeit mehrerer Menschen ermöglicht, durch eine ganze Familie, einen ganzen Stamm. Diese gemeinsame Arbeit war so produktiv, daß eine Familie Tausende von Herdentieren ihr eigen nennen konnte, und einen Überfluß besaß, den der einzelne nicht hätte aufbringen können. Als der Stamm zu zahlreich wurde, und der Herdenstand zu groß, machte sich die Notwendigkeit fühlbar, den Boden nicht einfach abzugrasen, und andere Weidenplätze aufzusuchen, sondern ihn in Ackerland zu verwandeln und einen neuen, ungeahnten Reichtum zu erschaffen. Auch hierin erblicken wir das Ergebnis eines umfangreicheren Zusammenwirkens, das immer mehr Kräfte zur Entfaltung und zur schöpferischen Tätigkeit bringt. Im Verstande der nationalökonomischen Schule würde es heißen, daß in jenem Zustande der Naturalwirtschaft Grund und Boden die Quelle des

wirtschaftlichen Wohlstandes war. „Die Erde allein ist die Quelle aller Güter.“ Ich wage es, diese Behauptung als eine nur sehr oberflächliche Definition zu bestreiten. Die Erde als Quelle aller Güter war auch für den entbehrungsreichen einsamen Jäger und Fischer vorhanden, dem sie nicht annähernd den gleichen wirtschaftlichen Wohlstand gewährt hatte. Die Erde hätte auch dem Ackerbauer nicht den höheren Wohlstand gegeben, wenn nicht eine andere ursprüngliche Quelle vorhanden wäre, damit die Erde zu befruchten, daß sie gäbe, dessen der Mensch bedarf. Der Mensch allein ist das Maß der Dinge, Schöpfer und Befruchter, ohne dessen Fähigkeit zu erschaffen, die Dinge gleichgültig sind, und leblos, auch der Grund und Boden. Die ewigen Zwecke und Absichten der Natur sind unbekannt; Natur ist nur so weit bekannt, als sie der Mensch in seinem Bewußtsein und seiner Tätigkeit erschaffen. Alles was ist, ist seine Erfindung. Die schöngeformten Krüge, mit denen Rahel zum Brunnen ging, und der steingefügte Brunnenrand sind im Grunde genommen der gleichen Fähigkeit entsprungen, jenem Talente, das ich die wahre Wertquelle nenne, wie die reiche Frucht, die der Acker trägt, und die nie zustande gekommen wäre, ohne sein schöpferisches Talent, die Pflugchar, zu erfinden, das Feld zu bestellen, das Saamenkorn zu ziehen, und zum höchsten Ertrag zu bringen. Es ist daher ganz falsch zu sagen, die Erde allein ist produktiv. Sie ist produktiv, oder sie ist es nicht, je nachdem es der Mensch ist oder nicht ist. Um sie produktiv zu machen, mußten eine Fülle anderer Erfahrungen gesammelt und positive Werte erzeugt werden, die bis auf den heutigen Tag gerade so wichtig sind und produktiv wie der Feldbau, die nötigen Gerätschaften, alles, was das Leben umgiebt und bereichert, die Worte des Trostes und der Liebe, die Forderung der Gerechtigkeit, die Symbole aller Verehrung, hohe Kunst, viele Werte, wenn auch zum Teil nicht greifbar oder sichtbar, doch von größter Wichtigkeit und Fruchtbarkeit, weil sie eine geistige oder seelische Besitzergreifung bedeuten, die immer vorausgeht, wenn je eine reale Besitzergreifung oder Verwirklichung erfolgen soll. Die seelischen Antriebe und Empfindungen, als die fruchtbarsten und folgenreichsten Mächte, sind als unmeßbare Größen von den Volkswirten grundsätzlich aus ihren Betrachtungen ausgeschieden, wodurch die Fehler und Unzulänglichkeiten ihrer Systeme einigermaßen erklärlich werden und zu verstehen ist, daß sie der Kunst keine Bedeutung einräumen wollen.

Zu ihrem eigenen unnennbaren Schaden hat die Menschheit vergessen,

daß sie nichts wahrhaft Dauerndes und Nützliches tun kann ohne die Kunst, daß diese es ist, die den Menschen in das rauhe Dasein leitete, ihn lehrte, die Schale zu drehen, das Samenkorn in die Erde zu legen, das Höchste, dessen er fähig ist, zu verwirklichen. Die Kunst hätte sich nie von allem Schaffen und Arbeiten trennen dürfen, die Kunst als Notwendigkeit, als Können, als Gestalten in vollendetster Form und das Bilden aller materiellen und immateriellen Werte. Erst wo sie verabschiedet wird, als das Entbehrliche, Unnütze, als Angelegenheit einer besonderen Klasse von Nichtstuern, beginnt der Niedergang der Menschheit mit allen furchtbaren Folgeerscheinungen. Wenn also die Zusammenarbeit mehrerer und schließlich vieler Menschen die wertbildende Kraft ihrer Talente so befruchtete, daß sie einen solchen Überfluß hervorbrachte, um wieviel größer mußte der Wohlstand werden, wenn sich ihre Zahl verzehn- oder ver- hundertfachte. Man stelle nun zum Vergleich neben die vorigen Beispiele eine Menschenansammlung, wie sie etwa eine der berühmten Städte des gotischen Mittelalters mit 10,000 Einwohnern darbot. Ich glaube nicht, damit gerade das idealste Beispiel gewählt zu haben; trotzdem wird man zugeben müssen, daß diese nach heutigen Begriffen geringfügige Einwohnerzahl in ihrer Kunst- und Gewerbetätigkeit einen solchen Reichtum an Werten hervorgebracht hat, der heute noch unsere Bewunderung erregt. Noch größer ist das Staunen, wenn man die hohen Arbeitslöhne, die allgemein bezahlt wurden, erfährt. Ums Jahr 1400 erhielt ein gewöhnlicher Tagelöhner 6—8 Groschen Wochenlohn. Nach dem damaligen Geldwert kostete ein Schaf 4 Groschen, ein Paar Schuhe 2 Groschen; der Wochenlohn entsprach daher einem heutigen Geldwert von 30 Mk. Für die Lohnbezüge der damaligen Handwerksgefallen setzte z. B. die sächsische Landesverordnung fest: „Für einen Handarbeiter mit Kost wöchentlich 9 neue Groschen, ohne Kost 16 Groschen. Den Werkleuten sollten zu ihrem Mittag- und Abendmahle nur vier Essen, an einem Fleischtag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; auf einen Freitag und einen anderen Tag, da man nicht Fleisch isst, eine Suppe, ein Essen grüne oder dörre Fische, zwei Zugemüse; so man fasten müsse, fünf Essen, eine Suppe, zweierlei Fisch und zwei Zugemüse und hierüber 18 Groschen, den gemeinen Werkleuten aber 14 Groschen wöchentlicher Lohn gegeben werden, so aber dieselben Werkleute bei eigener Kost arbeiten, so solle man dem „Polierer“ über 27 Groschen nicht geben.“

Da außer den streng geheiligten Sonn- und Feiertagen auch der Montag

als sogenannter „blauer Montag“ von den Gesellen als freier Tag zur Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten beansprucht wurde, so ergab sich pro Woche eine bloß viertägige Arbeitszeit, die auch an diesen Tagen geregelt war. Zur weiteren Beurteilung der Lohnhöhe mag der Preiswert eines ganzen Scheffels Korn dienen, der nur 6 Groschen 4 Pfennig kostete. Güte und Preise der Lebensmittel standen unter Stadtaufsicht. Gewicht, Preis, Qualität waren, bei sonstiger strenger Strafe, genau vorgeschrieben. Besonderes Gewicht legten die Genossenschaften auf die Qualität der Erzeugnisse in Material und Ausführung. „Den Meistern, die unehrlich in Arbeit und Handel waren, wurde das Recht des Handwerkbetriebes genommen und die Ware selbst verbrannt.“

So lebte die arbeitende Menschheit in den Städten des gotischen Mittelalters auf der Kulturböhe ihrer Zeit, so wie der einzelne der Jäger- und Fischervölker, der Hirtenvölker und Ackerbauvölker seiner Arbeit und der durch seine Arbeit geschaffenen allgemeinen Kulturböhe gemäß leben konnte.

Der Wert war die Arbeitsleistung, und die Leistung hatte ihren Lohn nach ihrem Werte. Die Arbeit mußte den Preis wert sein, aber der Preiswert bildete sich nie auf Kosten des Arbeiters. Die Grundlage des Preiswertes bildeten vielmehr jene Ansprüche auf einen angemessenen Unterhalt und die solide Arbeitsleistung, die solche Ansprüche rechtfertigt.

Je mehr Menschen nun zu produktiver Arbeit sich zusammentun, desto reichlicher werden die Lebensführung und die Ansprüche auf einen dem vorhandenen Güterreichtum angemessenen Unterhalt sein können, weil die gemeinsame Arbeit immer mehr Güter hervorbringt, als der einzelne zu seiner Existenz unbedingt benötigt. Wie herrlich muß es nun erst in volkreichen Ländern oder Städten aussehen, die eine hundert- oder tausendmal größere Bevölkerung aufweisen und infolge ihrer ungeheuren Kräftesteigerung, ihrer besseren Arbeitsmittel und sonstigen Vorteile, die sich nur aus der Massenorganisation ermöglichen lassen, einen unendlich größeren Güterstrom, zu aller Freude und Überfluß, hervorbringen müssen, als er in Wirklichkeit gebraucht wird, und die daher ihren Überfluß zu besonderer Verfeinerung und Veredlung aller und jeglicher, die am Weltbau mittun, anzuwenden vermögen. Wendet man nun seinen Blick in die volkreichen Städte und Länder der Jetztzeit, so findet man trotz der Massenhaftigkeit an Gütern eine Menschheit, die zum größten Teil in einem Zustand der Entbehrung und Kulturlosigkeit lebt, daß sich jeder auf der

Urstufe lebende Samojede dankend abwenden und froh zu seinen Renntieren und in seine talglückerhellte Halbjahresnacht zurückkehren würde. Durch geraume Zeit und an vielen Beispielen konnte man die Folgerichtigkeit bestätigt finden, daß die allgemeine und persönliche Wohlfahrt mit der Vermehrung der wertbildenden Kräfte steigen mußte. Wenn ich die Gesetze von Angebot und Nachfrage, nach denen die heutige nationalökonomische Wissenschaft die Preisbildung erklärt, hier anwende, so will es allerdings erscheinen, als ob alsbald durch den Überfluß der Güter und das dadurch bedingte Sinken der Nachfrage auch der Preis der Arbeitsleistung in dem Grade sinken müßte, daß der Arbeitende seine Lebensansprüche nicht mehr befriedigen könne, und dem Elende ausgeliefert würde, also gerade durch die Kraft der Werterzeugung, die die Welt bereichert, verarmen müßte. Demnach würden jene, die Reichtümer hervorbringen, an dem Reichtum verarmen, jene, die Brot erzeugen, an dem Brote Hungers sterben — so widersinnig diese Theorie ist, in der heutigen Volkswirtschaft ist sie nichtsdestoweniger wahr und zutreffend. Die heutige Volkswirtschaft, die nicht so sehr die Förderung der wahren Wertbildner zum Inhalt hat, sondern die Förderung der Plusmacherei, des Gelderwerbes um des Geldes willen, hat den Widersinn in Permanenz erklärt. Erst vor wenigen Jahren wurden die Nerven durch die Schilderungen von Hungerrevolten in Aufruhr versetzt, die sich in einer der fruchtbarsten Gegenden Spaniens ereignet haben, in Andalusien, deren prangende Fruchtbarkeit mit den verheißenden Namen: Kornspeicher, Vorratskeller, Wundergarten, Geldsack Spaniens gepriesen wird. Um solchen Reichtum, der diese Namen rechtfertigt, zu ermöglichen, verzehrt die dortige Bevölkerung um 75 Pfennig Tageslohn ihre Arbeitskraft im glühenden Sonnenbrand; Tausende müssen trotz des nagenden Hungers an den üppigen Nahrungsmitteln vorüber, bis sie, von der Kraft der Verzweiflung erfaßt, die Villen ihrer Ausbeuter stürmten, um nichts anderes zu erreichen, als die Bajonette der Gendarmerie gegen sich gekehrt zu sehen. . . . Nach den Gesetzen der geltenden Volkswirtschaft sind solche Erscheinungen, die sich in allen möglichen Formen und auf allen Gebieten wiederholen, wenngleich nicht in dieser aufreizend trassen Weise, vollkommen gerechtfertigt als die Wirkung von Angebot und Nachfrage, der auch die Arbeiterschaft unterstellt ist. Die Anhänger dieser Volkswirtschaft sind zwar geneigt zu glauben, daß auch diese Arbeitspreise zu hoch für das

wirtschaftliche Gedeihen eines Landes sind, indem sie Japan als Beispiel herbeiziehen, wo angeblich noch viel geringere Löhne gezahlt und daraus die großartigen Fortschritte und Leistungen des japanischen Kunstgewerbes erklärlich werden. Es würde nicht die Mühe lohnen, derartige Meinungen, so verbreitet sie sein mögen, zu widerlegen, wenn nicht das Beispiel Japans gerade den Beweis jener echten Volkswirtschaft, die auf die Qualität der Leistung und wahrhafte Volkskultur gegründet ist, darböte, die ich unserer herrschenden, nur uneigentlich genannten Volkswirtschaft entgegensetzen möchte.

Jene Wirtschaftsreform, die auf dem schöpferischen und wertbildenden Talent der Menschheit fußt, und in den erwähnten Beispielen bis in die gotische Städtkultur hinein und in Europa später noch einmal vorübergehend unter dem französischen Finanzminister Turgot eine wenn auch nur annähernde Verwirklichung gefunden hatte, würde die Wirkungen von Angebot und Nachfrage ohne tragische Konsequenzen ertragen und die dadurch bedingten Preisschwankungen in einer Form ausgleichen, die für die wirtschaftliche Lage des einzelnen und der Gesamtheit niemals bedrohlich erscheinen könnte. Angenommen, daß die Kollektivarbeit der Menschheit über allen Bedarf hinaus so produktiv geworden ist, daß das Sinken der Nachfrage ein Sinken der Arbeitspreise tief unter das herkömmliche Maß verursacht. Was tut's, daß die Verkaufspreise so gering sind, wenn zugleich die Einkaufspreise infolge der Überfülle an Gebrauchsdingen sich in der gleichen Preislage bewegen? Wenn also Reinlichkeit, Schönheit des Wohnens, genügend Nahrungsmittel fast so selbstverständlich und so billig geworden, wie Luft und Wasser? Ist es alsdann nicht ein um so herrlicheres Dasein, wenn die äußeren Sorgen, auf ein Minimum reduziert, die Kräfte freilassen zur freudigen Entfaltung aller höheren Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, wenngleich ihr Marktpreis der allgemeinen Lage nach ein geringer ist. Unsere Volkswirte, die alle Anstrengungen der Arbeit erst in dem Marktpreis berechtigt sehen, in dem Austausch in barem, können allerdings nicht begreifen, daß unter solchen Umständen eine Arbeit, die aus Liebe zur Arbeit getan wird, darin schon den letzten Lohn gewährt und mit dieser Voraussetzung die höchste Vollendung erreichen kann, die unter dem äußeren Zwang der Not selten erreichbar ist. In dieser glücklichen Lage befindet sich besonders Japan, das vermöge seiner hochentwickelten Leistungen auf dem Weltmarkt die erste Stelle behauptete,

was als weiterer Hinweis dienen kann, daß der dauernde Erfolg nur durch die Qualität erreichbar ist. Daß für solche Leistungen Arbeitspreise gezahlt werden, deren Geringfügigkeit in Europa ein Lächeln erregt, gibt in Anbetracht der zugrunde liegenden wahrhaft volkstümlichen Wirtschaftspolitik keinen Anlaß zur Bedenklichkeit. Dort werden der Hauptsache nach die produktiven Kräfte ausgetauscht, und das einzig unproduktive Tauschmittel, das in der europäischen Volkswirtschaft eine drückende Tyrannei ausübt, hat dort nicht die erste Geltung. Die Arbeit geschieht unter solchen Verhältnissen in erster Linie der Arbeit wegen, der Freude und der Schönheit, und der allgemeinen, sowie der persönlichen Nützlichkeit zuliebe, die sie gewährt; erst in zweiter Linie wegen des Entgeltes. Vom Geldstandpunkt mag ein solches Dasein der Schaffenden arm erscheinen; und doch ist es eine Armut, die keine Schmach und keine Sorgenlast kennt, die heiter ist und die an allen Menschen-gütern teil hat, weil sie verinnerlicht, die Kräfte zu fruchtbringender und freudiger Tätigkeit entfaltet, und unablässig äußere Werte und Reichtümer schafft zum Gebrauch der Gesamtheit. Es ist die richtige Form, in der jene beleidigende Armut, die wir Europäer vor Augen haben, unmöglich gemacht ist.

Allein unsere Volkswirtschaft läßt das nicht zu. Sie ist eigentlich keine Volkswirtschaft, sondern eine Handelswirtschaft, trotz aller angeblichen Gewerbe-förderungen, Kunstförderungen und ähnlicher fruchtloser Wohltätigkeitsakte ein ausgesprochenes Merkantilsystem, das die Produktion unter der alle Ehrlichkeit und Solidität unterjochenden Devise des Geldmachens beherrscht und immer nur darauf hinausläuft, produktive Arbeitskraft zu mißbrauchen und unproduktiven Tauschwert, nämlich Geld dafür zu gewinnen. Das gewonnene Geld hat alsdann nicht, wie man erwarten dürfte, die Bestimmung, der mißbrauchten Arbeitskraft zugeführt zu werden, daß sie sich von ihren Schäden erhole, und zu gutem Gebrauch aufraffe, sondern es wird in der Regel dazu verwendet, den Mißbrauch in noch größerem Maßstabe zu treiben und die Schäden unheilbar zu vergrößern. Die Latifundienbesitzer von Andalusien denken nicht im entferntesten daran, ihren ausgebeuteten und verhungerten Bauern auch nur einen Teil des Ertrages von „Spaniens Wundergarten“ in irgend welcher Form zurückfließen zu lassen; ihre Bedürfnisse in London, Paris, Rom und Neapel gestatten ihnen augenscheinlich solchen Luxus nicht. Ebensowenig würden sich die französischen Glasfabrikanten bestimmen lassen,

auf den Menschenhandel zu verzichten, der ihnen alljährlich ganze Herden italienischer Knaben zuführt, die, bei den Öfen verwendet, nach wenigen Jahren der Hitze bei den Schmelzöfen und den Entbehrungen erliegen, die ihnen die mörderische Gewinnsucht der sogenannten Padroni, ihrer Sklavenhälter, auferlegt. Der Fabrikant erklärt, auf die Kinder nicht verzichten zu können, wegen der Konkurrenz, weil die widerstandsfähigeren erwachsenen Leute zu teuer zu stehen kommen. Warum also arbeitet er, wenn ihm die Arbeitskraft zu teuer und die Konkurrenz zu stark ist? Könnte er von seinem Gelde nicht ruhig leben und Gutes tun? O ja, aber er arbeitet eines kostspieligen Sportes wegen, nämlich um mit seinem Gelde als Einsatz wieder Geld zu machen, was es auch kosten möge, und wieviel junge Menschen auch, die produktiveres leisten könnten, diesem Sport zuliebe in den Tod gehen müssen. Wegen der Pflege der Jungen verweist er auf den Staat, der sich darum kümmern müsse. Und der Staat? Er treibt ja die Volkswirtschaft in diesem Stile und seine Aufgabe ist es, Handel und Industrie zu schützen. Solche Erscheinungen in allen möglichen Abstufungen sind durchaus gesetzmäßig in einem Wirtschaftssystem, das die menschliche Leistungsfähigkeit nicht mehr als eigentliche Wertquelle, sondern als Produktionsmittel betrachtet, das man erwirbt wie einen elektrischen Strom oder eine Wasserkraft und durch forcierte Ausschöpfung zu quantitativer Mehrleistung zu steigern sucht, wie man die Bolts und Pferdekkräfte von Wasser und Elektrizität zu mehren strebt. Ich habe einen etwas gewundenen, aber dafür um so aussichtsreicheren Weg gewählt, um den ersten Gipfelpunkt meiner Gedankenkette zu erreichen, und durch den gewonnenen Überblick die einfache Feststellung zu ermöglichen, daß die Menschen so lange glücklich waren und ein reiches und edles Kulturbild darboten, als die wertbildende Tätigkeit des Menschen im Mittelpunkt der Sorgfalt stand, und Wert und Preis der Güter von einer der zeitgemäßen Kulturböhe angemessenen Entschädigung des Arbeitenden bestimmt war, in einer Zeit also, da die Lebensmittel im Preise niedrig und die persönliche Arbeit noch hoch im Kurse standen, oder doch in solchem Verhältnis, daß der angemessene Unterhalt ermöglicht war. Das Bild ändert sich in jener Stunde, da die Arbeit nicht mehr ihren Lohn fand, im Preise sank, während die Lebensmittel stiegen, die wertbildende Kraft des Talentbesitzeres vernachlässigt, die produktiven Menschenkräfte im Dienste unpro-

duktiver Geldmacherei oder Geldwirtschaft mißbraucht und zu diesem Zwecke eine sogenannte konkurrenzfähige und täuschende Billigkeit auf Kosten der Arbeitskraft, der Tüchtigkeit der Solidität und des Talentes angestrebt wurde. Um diese Gegensätze kürzer zu fassen, läßt sich auch sagen, daß das eine Beispiel die Volkswirtschaft der produktiven Kräfte, nämlich der menschlichen Talente, und das andere die Volkswirtschaft der unproduktiven Kräfte, der Untalente, der Schwäche und der Schablonisierung ist, zum Hauptzwecke der Hervorbringung des an sich vollständig unproduktiven Geldes.

Auf eine noch kürzere Formel gebracht, ist hier zu unterscheiden zwischen einer Volkswirtschaft des Volkes, und einer Volkswirtschaft des Handels und der Industrie. In dem einen glücklicheren Falle befinden sich die mehrfach erwähnten Beispiele der älteren Wirtschaftsgeschichte und heute noch Japan, soweit es seinen volkstümlichen Institutionen treu geblieben ist; in dem anderen trotz einzelner blendender Lichtpunkte ungleich traurigeren Falle aber befindet sich unsere moderne abendländische Kultur unter der Herrschaft des Merkantil- und Industriesystems, das namentlich seit seinem wissenschaftlichen Begründer Adam Smith als politisch wirksame Form die Sache einer wahrhaft volkstümlichen und menschlich gerechten Ordnung vollständig an die Wand gedrückt hat. Die Betrachtung dieser herrschenden Wirtschaftspolitik soll in aller Kürze noch auf einige ihrer ungeheuerlichsten und verhängnisvollsten Irrtümer ausgedehnt werden, ehe ich den steilen Weg zu den höheren Warten auf dieser rauhen und stellenweise unergiebigem, aber, wie ich hoffe, in ihren Ergebnissen lohnenden Wanderung aufnehme. Während in jener glücklichen Verfassung, die ich im Auge habe, jeder Bevölkerungszuwachs eine Vermehrung der Wertquellen und daher eine Vergrößerung des nationalen Wohlstandes bedeutete, wird etwa seit der Wende des XVI. Jahrhunderts, dem Beginn der heutigen Wirtschaftsverfassung, der Bevölkerungszuwachs, die Vermehrung der Wertquellen als schwere Verlegenheit empfunden. Seit man aufgehört hat, den Ursprung des Wohlstandes an der ursprünglichen Quelle zu suchen, ward ein stets umfangreicher werdender Teil der Bevölkerung als Last angesehen. England, dem Festland um fünfzig und in mancher Beziehung um hundert Jahre in der Entwicklung im Guten wie im Schlechten und demgemäß auch in der Industrialisierung voraus, prägt zuerst das Wort von der überflüssigen Bevölkerung und entwickelt die Theorie des „Bevölke-

rungsgesetzes“, das nicht die Notwendigkeit der Bevölkerung, sondern vielmehr die Notwendigkeit einer Entvölkerung erörtert. Schon im XVIII. Jahrhundert sind in England die Arbeitshäuser, die Tretmühlen, Zuchthäuser und ungezählte, aber auch unzulängliche Wohltätigkeitsakte in voller Wirksamkeit, ohne das unheimliche Wachstum des Übels vermindern zu können. Die Natur hat nach der Meinung der Bevölkerungstheorie für eine bestimmte Menge von Menschen den Tisch gedeckt, für die neu Hinzukommenden ist kein Platz mehr da. „Stehe auf und gehe in den Tod, du bist überzählig“, sagt die Natur oder Gott — und die willigen Diener, Armut und Verbrechen, Elend und Laster, Krieg und Pestilenz, führen die unerbittlichen Befehle aus. Diese scheußliche, nach dem Urheber Robert Malthus, einem anglikanischen Geistlichen, Malthusianische Lehre benannte Theorie wurzelt in dem Hauptsatz, daß „die Bevölkerung die Tendenz hat, sich schneller zu vermehren als die Nahrung“. Wenn das wahr ist, dann bin ich vollständig geschlagen. Dann ist der Glaube an den Menschen als der wahren Wertquelle ein Aberglaube, und ich und alle, deren Überzeugung es ist, daß „es keinen Reichtum gibt, der nicht zugleich Leben ist“, — Leben einschließlich der Macht der Liebe, der Freude und der Begeisterung“, sind als Irrlehrer und Ketzer gebrandmarkt. Aber es ist eben nicht wahr. Es ist die scheinheilige Lüge einer fälschlich genannten Volkswirtschaft, die eine Wirtschaft der Erpressung und des Eigennuzes ist, und die heraufbeschworenen Schäden zur größeren Hälfte der Schuld in dem albernen Gleichnis vom gedeckten Tisch Gott und Natur zuschiebt. In Wahrheit ist es der Mensch, der als Gott und Natur den Tisch deckt, und der je reichlicher er auftritt, desto reichlicher den Tisch deckt. Nur befinden sich in seinen Reihen eine Anzahl Betrüger, die die Gedecke der anderen für sich in Anspruch nehmen, und deshalb geht ein großer Teil leer aus. Der gleichnerischen Bevölkerungstheorie ist die Statistik entgegenzuhalten, der zufolge nach Professor Delbrück im heutigen deutschen Reich z. B. die Bevölkerung sich im Laufe des XIX. Jahrhunderts ungefähr verdoppelt, die landwirtschaftliche Produktion aber im Pflanzenbau sich vervierfacht hat. Die Bestätigung meiner Werttheorie läßt sich auch durch die Zählung auf dem Gebiete der Tierproduktion im gleichen günstigen Umfange erbringen, und wer ein Interesse daran hat, mag die Untersuchung auf alle Wirtschaftszweige ausdehnen, um die unverhältnismäßige Steigerung des Güter-

vorrates festzustellen, die nichtsdestoweniger für ausgedehnte Kreise eine fortgesteigerte Entbehrung schafft.

Überall läßt sich feststellen, daß die vermehrte Bevölkerung eine ungleich vermehrte Gütermenge hervorbringt, und daß, wenn Robert Malthus behauptet, die Menschen wüchsen in geometrischer Reihe wie 1:2:4:8:16:32:64 u. und die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Reihe, wie 1:2:3:4:5:6:7, das gerade Gegenteil davon wahr ist; daß sich vielmehr das Wachstum der Menschen zur Hervorbringung der Lebensgüter wie die arithmetische Reihe zur geometrischen verhält. Daß trotzdem die größere Hälfte der Menschheit, wenigstens soweit die moderne abendländische Kultur reicht, von der reich gedeckten Tafel ausgeschlossen ist, ist nicht so sehr Sache Gottes oder der Natur, sondern des Teufels, das heißt jener Betrüger und Diebe am Tische des Herrn, die alle Gedecke, die von den anderen aufgetragen wurden, vorweg nehmen, und die Leer Ausgehenden, die Armen, nicht mit den Brosamen von dem Tische des Reichen, sondern mit „den Brosamen von der Hunde Tische“ füttern und diese Art Tätigkeit im Namen des Volkes unter dem schönen Worte „Volkswirtschaft“ zur Sache der Politik, des Gesetzes und des Glaubens erheben.

Wie schließlich die Streitsache der Vergewaltiger zur Glaubenssache und die Gewaltsache zur Rechtsache wird, so wird ihre Meinungsache zur Beweissache, zur Theorie und zur Wissenschaft. Nun gewinnt es fast den Anschein, als wäre kein Entrinnen mehr vor dem Massenelend und der aufwachsenden Barbarei und Verkommenheit, wo die Menschheit durch die sogenannten Kulturfortschritte hingedrängt wird. Nach Malthus ist es unvermeidlich, und der alte Ricardo, von denselben falschen Voraussetzungen ausgehend, gründet darauf seine Lehre vom „natürlichen Lohnsatz“, die Lasalle mit schlauem Advokatenkniff zum „ehernen Lohngesetz“ umformt, „wonach der Lohn sich nie dauernd über das Existenzminimum erheben kann“. So ist unter allen Umständen das, was dem Arbeiter Unterhalt gewährt, der „natürliche Lohnsatz“.

Ich bitte um Entschuldigung — welchen Unterhalt hat der „natürliche Lohnsatz“ den hungergefolterten Bauern im „Wundergarten Spaniens“ gewährt? Und wie müßte der natürliche Unterhalt in der Kornkammer Andalusiens aussehen, wenn es nicht nach Ricardos „natürlichem Lohnsatz“, son-

dern nach den Sätzen der Natur ginge? Wie ist der „Unterhalt“ beschaffen, von dem die Bläserjungen in den französischen Glasfabriken, die Auswanderer in den amerikanischen Minen, der größte Teil des großstädtischen Proletariats zu erzählen weiß? Das Wie des Unterhalts, eine sehr wichtige Frage, von der die Entscheidung über den „natürlichen Lohnsatz“ abhängen müßte, erfährt in den Theorien dieser Wirtschaftsverfassung keine Feststellung. Und doch müßte die Volkswirtschaft von hier ihren Ausgangspunkt nehmen, wie in allen Zeiten, da die Wahrheit auch praktisch galt, „daß es keinen Reichtum gibt, der nicht Leben ist“. Die Beute des Jägers auf der Urstufe war sein natürlicher Lohnsatz, und der natürliche Lohnsatz war immer jener, der einen angemessenen Unterhalt gewährte nach Maßgabe der allgemeinen Kulturhöhe der Zeit, eine einfache und alte Wahrheit, die im Kerne jeder echten Volkswirtschaft steckt, und die seit Beginn unserer heutigen Wirtschaftsordnung auf dem Kopfe steht. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“. Die Wunden des tausendfach getretenen und gefetteten Lebens zu stillen, ist der Geist der Philantropie geschäftig. In Wahrheit ist die Philantropie nicht nur ein Betrug an der Gerechtigkeit, sondern sie ist eine Schmach an der Menschheit. Almosengeben und Almosennehmen ist im gleichen Maße beschämend. Es ist bezeichnend, daß für den behäbigen Bürger Wohltun eine ethische Bedeutung gewonnen hat. Es entlastet sein Gewissen. „Es muß Arme geben, sonst hätte niemand arbeiten wollen“, der Gedanke flößt ihm Mitleid ein und zugleich Trost. Je nun, der alte Thümmel hat Recht: „Des Lebens Unverstand mit Behmut zu genießen, ist Tugend und Begriff“. „Es muß Arme geben, sonst täte niemand arbeiten wollen“. Um Gotteswillen! Geht denn die Frage bloß um die Armut, und sind es nicht ganz andere Dinge, die uns in Atem halten müßten?! Dieses Wohltun hat nicht nur ethische Bedeutung in den Augen derer gewonnen, die Wohltätigkeitsbälle und Bazare, Frühlingsfeste und Maskorso mit philanthropischem Hintergrund arrangieren oder um die Errichtung und Vermehrung der Besserungsanstalten, Zwangsarbeits- und Zuchthäuser bemüht sind, kurz, Wohltun bedeutet noch mehr. Es trägt auch Zinsen. „Habe ich nichts für meine Arbeiter getan? rühmt sich der philanthropische Fabrikant. Habe ich ihnen nicht Arbeiterhäuser gebaut, einen Konsumverein gegründet, eine Alters- und Krankenversicherung geschaffen?“ Allerdings, das hat er getan. Aber es sind seine Waren, die er im Konsumverein

zu guten Preisen verkauft; die Arbeiterhäuser, die er vermietet, sind wahre Hundelöcher; die Beiträge für die Alters- und Krankenversicherung werden von den Löhnen abgezogen, und genau genommen hat er bei der ganzen Philantropie ein recht gutes Geschäft gemacht.

Ja, was soll denn noch mehr geschehen, um alles in der Welt! Hier empören sich die philanthropischen Herzen. Ist es nicht ein gemeingefährlicher, staatsverbrecherischer Gedanke, was da mit dem „angemessenen Unterhalt im Verhältnis zu den Kulturgütern der jeweiligen Gegenwart“ gemeint ist? Würde die rohe unkultivierte Masse nicht schändlichen Mißbrauch mit den Kulturgütern treiben, wenn sie plötzlich in deren Besitz gelangen könnte? Ist es nicht gerade ihre Roheit, ihre Blödigkeit, die Niedrigkeit ihrer Instinkte, die sie von dem reinlich gedeckten Tische ausschließen? Sind denn diese Menschen mit dem schwer begreifenden Geiste, den schlechten Gewohnheiten und den von der Last gekrümmten oder von Entbehrungen ausgemergelten Leibern überhaupt imstande, die Erzeugnisse der feinsten Kultur, die Leistungen des Genies zu begreifen und zu genießen?

Gut denn; aber ich darf fragen, von wo ihre Blödigkeit, ihre Roheit und die Niedrigkeit ihrer Instinkte herkommt? Sie können nur durch Vererbung oder Erziehung entstanden sein; da aber auch vererbte schlechte Eigenschaften auf einen Erziehungsfehler einer früheren Generation zurückzuführen ist, so bleibt nur eine Quelle des Übels übrig. Wenn also Roheit und Niedrigkeit der Instinkte Erziehungsprodukte sind und alle Erziehung in die Hand der Menschen gegeben ist, so muß es möglich sein, die allgemeine Gesittung, die allgemeine Entwicklung des Talentes zum Schaffen und Genießen als Erziehungsprodukt zu ermöglichen. Nicht so sehr kommt es darauf an, daß alle Menschen zum Reichtum befähigt werden; daß sie das höchste Maß von Freiheit und Schönheit auch in der bescheidensten Hütte verwirklichen und auch im geringsten, das sie tun, die Schönheit der Erde und des Lebens vermehren helfen. Das Talent dazu, oh, das Talent im Volk ist ungemessen. Wer je die Kinder der unteren Stände behorcht hat, wer je die unwillkürlichen und unterdrückten Talentbezeugungen der Schul- und Lehrlingsjugend wahrzunehmen vermochte, der hat einen unabsehbaren Strom von Reichtum im Nebelgrau verrinnen gesehen. Und dann darf ich weiter fragen: wie



erfüllen denn die sogenannten Stützen der Gesellschaft, Adel und Bürgertum, als Hüter und Vermehrer der Kultur ihre Aufgabe?

Wenn ich schon davon absehe, daß der menschenunwürdige Zustand einer großen Bevölkerungsschicht als schwerstes Kulturversäumnis ihrer Verantwortlichkeit zur Last fällt, wie werden sie, muß ich fragen, dem trotz aller Widrigkeit aufstrebenden Talent und seinem höchsten Ausdruck, nämlich der Kunst, gerecht? Wie hat das Bürgertum seine Aufgabe der Kunst gegenüber erfüllt? Das Bürgertum tut sein Höchstes in der Nachäffung des Adels. Seit Molières *Bourgeois Gentilhomme* ist es sein Ziel, es dem Vorbild gleichzutun. Mr. Jourdain übte sich in Prosa, aber auch in Poesie. Der Adel hat seine historische Kulturmission erfüllt, der Kunst von heute gegenüber sind Hof und Adel vollkommen steril. Hof und Adel geben höchstens in der Jagdpflege ein Vorbild, keineswegs in der Kunstpflege. Das nachäffende Bürgertum tut es ihnen gleich; die Mrs. Jourdain von heute begnügen sich mit der Prosa allein. Das heutige Bürgertum hat seine Pflichten dem Talent und der Kunst gegenüber total vernachlässigt; sein Vermögen zu repräsentieren, dient das Automobil mit der höchsten Zahl von Pferdefräften, die Größe der Brillanten, womit sie ihre Frauen behängen, lauter Dinge, die mit der Kultur, mit der Pflege des Talentes und der Kunst in keiner Beziehung stehen. Soll das Talent als Wertquelle erkannt, der Kultur und Vervollkommenung dienstbar gemacht werden, dann darf die wichtige Funktion des gesteigerten und geläuterten Bedürfnisses, die heute auf allen Linien versagt, nicht fehlen. Der Mensch ist Anfang und Ende aller Dinge. Hervorbringen und Verbrauchen stehen im engen Zusammenhang, eins hat nur Sinn durch das andere. Um das andere kennen zu lernen, führt unser Weg bergan, zu einem der nächsten höheren Gipfelpunkte, dem der Fähigkeit des Genießens.

